

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Im alten Reich

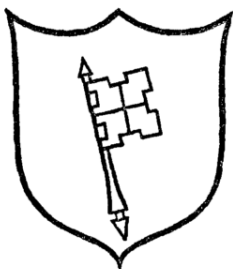
Lebensbilder deutscher Städte

Der Süden - neunzehn "Städtebilder"

Huch, Ricarda

Bremen, 1927

Würzburg



Würzburg

Zu Klingenberg am Main — Zu Würzburg am Stein —
Zu Bacharach am Rhein — sollen nach einem alten Liede die
besten Weine sein. Südliche Sonne wärmt Würzburgs Hü-
gel und kocht die Trauben, die hier gepflegt werden. Neben-
bekränzt ist die Stadt, und der Becher, den sie ihren Gästen
kredenz, entzündet Freudenfeuer in ihrer Seele. Auch die
Heiligen, die hier herrschen, haben davon getrunken; ihre
Gewänder flattern im Tanz, verführerisch winkt ihr Lä-
cheln. Würzburg ist eine Stadt, die fürstliche Herrscher ge-
prägt haben, so mächtige, wie es wenige im Reiche gab. Nach
dem Aussterben des ostfränkischen Herzogsgeschlechts maß-
ten sich die Bischöfe von Würzburg die Herzogsgewalt in
Franken an, so daß sie in einem bedeutenden Gebiet die
geistliche und weltliche Macht vereinigten. Bei einem seiner
häufigen Aufenthalte in Würzburg bestätigte ihnen Fried-
rich Barbarossa das Recht, das sie tatsächlich schon besaßen,
ein Vorgang, der noch im 18. Jahrhundert so wichtig er-
schien, daß Tiepolo ihn zum Gegenstande eines Deckenbildes
in der neuen Residenz machte. Er hat ihn mit dem Prunk
und Glitter umgeben, der im Zeitalter des Rokoko Stil war,
den Tagen der Hohenstaufen fremd. Nichts, fast nichts ist ge-
blieben aus der glänzenden Zeit, wo Friedrich I. seine Ver-
mählung mit Beatrix, der Erbin von Burgund, hier feierte
und Reichsversammlungen abhielt, nichts als ein Stückchen

vom Kreuzgang der Neumünsterkirche, wo Walthar von der Vogelweide der Überlieferung nach die Vögel fütterte. Es wurde im Jahre 1883 aufgedeckt, als der Kaufmann Rosenthal, um sein Geschäft zu vergrößern, ein altes Haus kaufte, in das der Kreuzgang verbaut war; bei seiner Niederlegung kam der längst vergessene zum Vorschein. Wie eitles Blendwerk mutet der Kokokozauber an, verglichen mit den schlichten Bogen, die sich naturhaft aus den Säulenfeldern entfalten und melodisch, ein steinernes Bächlein, dahingleiten; ernste Gestalten und phantastische Arabesken sprechen eine Sprache der Ahnung. Die Tragik des Lebens, die in der mittelalterlichen Kunst sich gestaltete, hat das Kokoko mit graziösen Girlanden gedeckt und sich mit der Lieblichkeit des Maintals verbündet, so daß es scheint, als wäre Würzburg der Tanzsaal des Reichs. Und doch ist gerade in Würzburg Blut in Strömen vergossen, viel Schmerz erlitten und Klage erstickt. Die Spuren davon findet der tiefer Eindringende auch im Antlitz der Stadt; trägt doch das Werk Tilman Riemenschneiders, des größten Würzburger Künstlers, Züge unausslöschlicher Trauer. Wenn die Götter eines Zeitalters besiegt sind und fliehen müssen, erfüllen sie noch einmal eines Menschen Brust und zwingen ihn, ihnen ein dauerndes Denkmal zu setzen; so mußte Tilman Riemenschneider den Schwanengesang der Gotik singen, er tat es, indem er sich selbst sang. Ob er Bischöfe, Ritter, Apostel oder Heilige darstellte, durch ihr Gesicht scheint immer wie durch eine durchsichtige Maske das seinige mit dem Ausdruck unergründlicher Schwermut. Weniger zornigen, herzerreißenden Schmerz stellte er dar, der vergehen könnte, sondern das göttliche Weh des Allwissenden und Allliebenden, das dauert, solange es Menschen gibt.

Vom alten Palast der Bischöfe, der zwischen den beiden Hauptkirchen Würzburgs, dem Dom und dem Neumünsterstift lag, und der im Laufe der Jahrhunderte mehrfach umgebaut wurde, ist nichts mehr vorhanden. Es reicht den

beiden Kirchen nicht zum Vorteil, daß die etwas trockene Erscheinung des Doms freigelegt und an das Neumünsterstift die plebejische Nachbarschaft von Warenhäusern gerückt ist. Je weniger er aber auf Außerordentliches vorbereitet ist, desto mehr überwältigt den Eintretenden das Innere des Domes. Der Reichtum barocker Verzierung wirkt überzeugender als sonst im Verein mit dem hohen Ernst des gotischen Raumes. In den aufgerichteten Grabsteinen der herzoglichen Bischöfe tritt auch dem Unkundigen die Schicksalswucht eines tausendjährigen Zusammenhangs vor Augen.

Da stehen sie aufgereiht, die Fahne in der Hand, die Mitra auf dem Haupte, die Herren aus meist fränkischen Adelsgeschlechtern, die, wie sie persönlich auch verschieden sein mochten, nach dem einen Ziel strebten, die ihnen auf kurze Zeit verliehene Macht zu befestigen und zu erweitern. Gottfried von Spitzenberg, der mit Barbarossa ins heilige Land zog und in Antiochien starb, Mangold von Neuenberg, ein Hohenslohe, ein Grumbach, aus dessen Familie dem Bistum später ein erbitterter Feind kommen sollte, dann ein plastisches Meisterwerk und ein Menschenbild von ausgeprägter Einzigkeit und Unwiederholbarkeit: Otto von Wolfskeel. Päpstlich gesinnt, im Gegensatz zu einem von dem gebannten Kaiser Ludwig dem Bayer eingesetzten Bischof gewählt, verbot er dennoch den Pfarrern seiner Diözese, Befehle von seiten des päpstlichen Stuhles zu befolgen oder nur bekanntzugeben. Schmale Augen, süße, beredte Lippen in einem Gesicht von auserlesener Vornehmheit trotz der zerschlagenen Nase, überhaucht von Stepsis und Undurchdringlichkeit. Der Hochmut in diesen Zügen ist so fein, daß er nicht stört. Kann ihm ein Papst, kann Gott ihm sagen, wozu? Handeln und schweigen, redend das Innerste verschweigen. Aber der biegsame, schilfischlanke Körper im langen Gewande schwebt und stimmt in die Musik der Sphären ein.

Unter Gerhard von Schwarzburg führte der immerwährende, bald im stillen schleichende, bald wild ausbrechende

Kampf zwischen der Stadt und dem Bischof zu furchtbarer Katastrophe. Am Ende der Hohenstaufenzeit gab es Rat und Bürgermeister in Würzburg, die in ziemlich hohem Grade Selbstverwaltung besaßen und nach völliger Unabhängigkeit von den Bischöfen strebten. Gerhard von Schwarzburg wollte durchgreifen, und es gelang ihm mit Waffengewalt: er hob die Zünfte auf und nahm die Befestigung und die Wahl von Rat und Bürgermeister an sich. Während er sich auf seine zahlreichen Vasallen stützte, konnte Würzburg nur auf den Kaiser hoffen; es war damals der blindlings zutappende Wenzel. Er kam im Jahre 1397 in Person nach Würzburg und behandelte die jubelnden Bürger als reichsfrei; sie befestigten den Reichsadler an den Toren und am Rathause. Auf Drängen des Bischofs jedoch gab Wenzel die Stadt preis, und sie stand nun auf sich selbst angewiesen dem mächtigen Herrenbunde gegenüber, nicht einmal in sich selbst einig. Die Geschlechter nämlich sahen die steigenden Ansprüche der Zünfte ungern und waren, obwohl dem Bischof gegenüber gleichfalls selbstbewußt, vorsichtiger als die Handwerker, die nicht so viel wie sie aufs Spiel setzten. Die radikale Richtung gewann das Übergewicht und führte zum Untergang. Da es in der belagerten Stadt an Lebensmitteln fehlte, überfielen die Bürger das bischöfliche Lager, um sich der dort aufgehäuften Vorräte zu bemächtigen, und wurden von dem weit überlegenen Heere, das der Dompropst Johann von Egloffstein, bald Gerhards Nachfolger, führte, vollständig geschlagen. Von den dreitausend Städtern, die ausgezogen waren, wurde die Hälfte theils erschlagen, theils gefangen. Unter denen, die der Sieger hinrichten ließ, befanden sich vier aus den vornehmsten Geschlechtern: Hans Weibler, Jakob von Löwen, Seisfried von Rebstock, Hans von Erfurt. Gerhard von Schwarzburg lag während der Schlacht todkrank, erschien, um das grausame Strafgericht zu vollziehen, und starb wenige Monate hernach. Seit der Zeit verschwanden die patrizischen Geschlechter aus Würzburg; soweit sie nicht ausgestorben



Würzburg
Riemenschneider-Madonna



Würzburg
Hl. Johannes von Nepomuk
am Stiftshof in der Heinestraße

waren, wanderten sie aus. Die Weibler, Fuchs, Teufel, Stere, Lintwurm und Zentgreve gingen nach Nürnberg, die Zingel nach dem benachbarten Heidingsfeld, das, älter und glücklicher als Würzburg, das Kleinod der Reichsunmittelbarkeit besaß.

Zwei Grabmäler treten unter den zeitlich folgenden hervor: es sind die, aus denen der Geist Tilman Riemenschneiders uns anspricht. Das eine stellt Rudolf von Scheerenberg dar, der starb, als der Künstler eben zum Mann erwachsen war. Ein Nürnberger Arzt besuchte den Bischof auf dem Marienberge und wurde von ihm, der damals vierundneunzig Jahre alt war, gütig empfangen und bewirtet. Träumerisch rückblickend erzählte der Alte, was für eine harte Jugend er durchlebt habe, wie er von der Armut gedrückt gewesen sei und wie er es sich in seinem Amt habe sauer werden lassen, um das verschuldete Bistum wieder in guten Stand zu setzen. Vierzehn Tage später starb er. Riemenschneider hat ihn persönlich gekannt, und es ist anzunehmen, daß er ihn so dargestellt hat, wie er ihm erschien. Das hohe Alter hat seine Körperlichkeit so aufgezehrt, daß sie wie ein dünner Schleier über dem Antlitz liegt, unter dem man die Seele wie ein Sternensicht beben sieht. Alles was an irdischer Leidenschaft und Wahn im Menschen ist, hat sich in erkennende Milde gewandelt; aber in den Falten des Schleiers sieht man, wie viel Mühe und Schmerz diese Verklärung gekostet hat. Wer würde glauben, daß dieser Greis den sogenannten Pfeifer von Niklashausen, Hans Böhm, der das Evangelium von der Zukunft predigte, wo Brüderlichkeit und Gleichheit herrschen würde, ergreifen und verbrennen ließ? Der Tauberggrund, wo die kommunistische Flamme unter den gequälten Bauern aufschlug, gehörte gräßlich Wertheimischem Gebiet; da die Grafen nicht einschritten, hielt es der Bischof für nötig, sie zu zertreten. Keine Regierung zu irgendeiner Zeit hätte anders gehandelt; die Strafe des Verbrennens entsprach dem damals geltenden Recht.

Neben dem Alten, dem Letzten seines Geschlechts, steht in edler Kraft Lorenz von Vibra, sein Nachfolger. Wie sehr er Tilman Riemenschneider schätzte, geht daraus hervor, daß er das Grabmal seines Vaters, des Ritters Hans von Vibra, von ihm anfertigen ließ. Er war bedeutend genug, um sich zu Luther hingezogen zu fühlen, der mit einem Empfehlungsschreiben des Kurfürsten von Sachsen ihn wegen eines Geleitsbriefes aufsuchte. „Euer Liebden,“ schrieb er dem Kurfürsten, „wollen ja den frommen Mann Doctor Martinus nicht wegziehen lassen, denn es geschehe ihm Unrecht.“ Noch in demselben Jahre, es war 1519, starb der Bischof; Luthers Freund Spalatin war überzeugt, er wäre evangelisch geworden, wenn er länger gelebt hätte. Es geht die Sage, Riemenschneider habe Luther im Augustinerkloster, wo er abgestiegen war, an der Stelle des jetzigen Alten Gymnasiums, besucht. Der Künstler wohnte nicht weit davon in der Franziskanergasse. Von den Augustinern, die damals im Würzburger Kloster waren, sind mehrere hervorragende Reformatoren geworden.

Das Epitaph Konrads von Thüngen, der dem Vibra folgte, ist im neuen Stil der Renaissance gehalten. Nicht mehr Riemenschneider hat es verfertigt, obwohl er noch lebte; das ausgesprochen deutsche Seelenleben ist daraus geschwunden. Der Bischof kniet vor einem Kruzifix, zwei hinter ihm stehende Diener tragen die Abzeichen seiner Gewalten, der eine die Inful, der andere das Schwert. Den Schwertträger könnte man für einen Henker halten und daran denken, daß dieser Bischof es war, der die aufständischen Bauern besiegte und in die mit ihnen verbündet gewesene Stadt vom Henker begleitet einzog. Tilman Riemenschneider war zur Zeit des Bauernkrieges Bürgermeister, und unter seiner Leitung beteiligte sich die Stadt an der Bewegung, die Gelegenheit erfassend, um womöglich die entrissenen städtischen Freiheiten zurückzugewinnen. Während Konrad von Thüngen entfloh, verteidigten der Dompropst Markgraf Friedrich von Branden-

burg und Sebastian von Rotenhan den Marienberg. Über die Besiegten erging ein grausames Strafgericht; Tilman Riemenschneider, dessen Werk heute noch und solange es Deutsche gibt, in Franken leuchtet, wurde in den Turm geworfen und gefoltert. Der Chronist der Würzburger Bauernrevolte, der die tragischen Vorgänge miterlebte, schildert, wie der rachsüchtige Sieger und Richter eine Menge von Teilnehmern versammelte und alsbald „drey henger wie die freissame wölff“ herzutreten und würgen ließ. Die Menschen, sagt er, seien wie Hühner geschätzt worden, und voll grimmiger Bitterkeit berichtet er, wie der Bischof und der Adel, von dem ein Teil sich der Bewegung angeschlossen gehabt hatte, nach langem Hader sich auf Kosten des armen Mannes versöhnten und den erlittenen Schaden so hoch anrechneten, daß viele anstatt alter Rattenester köstliche Schlösser aufbauen konnten. „Der allmächtig gott,“ so schließt er, „wolle die gottlosen tyrannen austreuten, verderben, schenden und plagen offensichtlich, amen.“

Die Blütezeit der Würzburger Bürgerschaft war das 14. Jahrhundert. Damals stiftete Johann von Stere aus eigenem Vermögen das Bürgerspital an der heutigen Theaterstraße, einst vor dem Hauger Tore gelegen; die Brüder Wolfram und Rüdiger von Teufel beschenkten es reichlich. Es besitzt noch immer, wie das Julius-Spital, ein hauptsächlich in Weinbergen bestehendes großes Vermögen. Um die gleiche Zeit erwarb der Rat den Grafen Edards-Bau, einen alten romanischen Wohnturm, mit dem angrenzenden Hof zum Grünen Baum als Rathaus; bis dahin hatte man die Versammlungen im gegenüberliegenden Hof zur Sturmglocke abgehalten. Im Jahre 1377 wurde an Stelle der niedergerissenen Synagoge der Grundstein zur Pfarrkirche, der Marienkapelle, gelegt. Nach der unheilvollen Schlacht bei Bergtheim, die die städtische Macht und Freiheit vernichtete, fanden große Schenkungen der Bürger an ihre Kirche statt; Männer gaben ihre Rüstungen, Frauen ihren Schmuck als Opfer dem Rich-

ter über den Wolken. Betaut von Tränen, erwuchs Würzburgs schönste Kirche, in ihrer Grazie ein rechtes Marienhaus. Der zierlich schlanke Turm ist im vorigen Jahrhundert in Nachbildung des Eßlingers entstanden. Im Tympanon des Nordportals ist eine Verkündigung, in dem des Südportals die Krönung Marias dargestellt. Das Geheimnis der Verkündigung ist in der Weise anschaulich gemacht, daß vom Munde Gottvaters zum Ohre der Jungfrau ein Schlauch herabführt, der ein kleines Kind befördert, den Geisteskeim, der zugleich mit jedem körperlichen empfangen wird, insbesondere, wenn es sich um ein Gotteskind, um den Sohn Gottes handelt. Ein Buch in der Hand der Auserwählten macht den Sinn des Mysteriums noch deutlicher. Ein reichgestickter Schleier gotischen Zierats ist über den Leib der Kirche ausgebreitet, bunte kleine Krambuden, in denen Wachskerzen und Honiggebäck verkauft werden, kleben an ihrem Saum und verbinden sie traulich mit dem Leben des Marktes, wo im Sommer und Herbst goldgelb, rotgeflammt und grün die reiche Ernte des Maintals sich ausbreitet. Rechts und links vom Südportal sind zwei Plätze leer; dort standen Riemenschneiders Steinbilder von Adam und Eva, für die der Rat seinem Künstler zehn Gulden über den ausgemachten Lohn gab, „dieweyle si meysterlich, künstlich, zierlich und erlich gemacht sind“. Es sind zwei schlanke, junge Gestalten, Eva noch schimmernd von Paradiesesschmelz, Adam schon berührt von der Qual und Wonne bewußten Lebens. Um sie vor weiterer Verwitterung zu schützen, sind die beiden Figuren in das Luitpoldmuseum übertragen worden. Auch im Inneren der Kirche befinden sich mehrere Werke von Riemenschneider, darunter ein Meisterwerk: der Grabstein des Ritters Konrad von Schaumburg, der im Jahre 1499 bei einer Kreuzfahrt auf dem Meere starb. Dem geharnischten Manne hat der Künstler die erhabene Trauer und erkämpfte Milde eingehaucht, die sein Eigentum waren. Ein Teil der fränkischen Ritterschaft beschenkte die Marienkirche und wurde dort bei-

gesetzt. Auf ihren Grabmälern sehen sie bieder und wacker und mehr oder weniger durchschnittlich aus; unter ihnen steht Konrad von Schaumburg mit seiner Last des Erlebens und seinem Blick ins Jenseits wie ein christlicher Heros. Man könnte in ihm auch eine Verkörperung der großen deutschen Revolution sehen, die, getragen von Rittern und Bauern, das alte Reich erneuern sollte und niedergeworfen wurde.

Vom Dom führt eine fröhliche Straße zum Main herunter und nach der steinernen Brücke, deren Bau Rudolf von Scheerenberg als Ersatz für die hölzerne des Meisters Enzelin begann. Bis zum Jahre 1545 bestand hier ein Brückengericht, das unter freiem Himmel über Gut und Blut tagte; außerdem erwies sich die Heiligkeit der Brücke durch ein Asyl für arme Sünder, das sie aufnahm, wenn es ihnen gelang, auf dem Gang zur Richtstätte dorthin zu entfliehen. Diese mittelalterlichen Einrichtungen ersetzten im 18. Jahrhundert die vom Flattern ihrer Gewänder jubelnd umrauschten Brückenheiligen.

Drüben ist altertümliche Gegend: südlich führt ein behaglicher Häuserzug nach der ältesten von den erhaltenen Kirchen Würzburgs, die den Namen des ersten Bischofs, Burkard, trägt, und zum Burkardertor; nördlich liegt die schöne, gotische Deutschherrenkirche, deren Turm der Rest einer königlichen Burg sein soll, die die Hohenstaufen an dieser Stelle als bischöfliches Lehen besaßen. Möglicherweise hat hier die Hochzeit Barbarossas mit Beatrix von Burgund stattgefunden. Der Schottenanger, jetzt ein stiller Platz, war einst eine Richtstätte; im Jahre 1476 wurde dort der Pfeifer von Niklashausen verbrannt. Zwischen den beiden Kirchen führt die Straße zum Marienberg hinauf, dessen Abhänge die Rebe des Leistenweins umrankt, und dessen Gipfel die bischöfliche Burg krönt. Ein Überfall von seiten der rebellischen Bürgerschaft bewog den Bischof Hermann von Lohdeburg, seine Residenz vom Dom auf den Berg zu verlegen. Da seine

Nachfolger Ursache hatten, ihren Bürgern zu mißtrauen, suchten sie durch immer stärker ausgebaute Befestigungen ihren Sitz zu einer uneinnehmbaren Festung zu machen. Das gelang ihnen; nicht ohne Grauen sieht man die fürchterliche Mauer, von der die Bauern sich zu Tode stürzten. Aus dem Graben, den ihre zerschmetterten Leichen füllten, schwillt jetzt ein Dickicht von Bäumen und Büschen empor. Allmählich steigt man durch wuchtige Tore zum inneren Hof der Burg; drei quadratische Türme in den Ecken, ein runder Bergfried in der Mitte, der alles überragt, die Mauern, die nur hie und da ein ritterliches Wappen schmückt, diese einfachen Linien wirken wie ein Element, wie das Meer oder das Feuer. Die romanische Kirche, an die ein gotisches Chor angebaut ist, soll an der Stelle einer uralten hölzernen Kapelle stehen, eines Heiligtums aus der Zeit, als thüringische Herzöge unter der Oberherrschaft der Merowinger hier geboten. Dort ist das Grabmal des Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn, des ersten modernen Fürsten von Würzburg.

Er war keine religiöse Natur, sondern ein Herrscher; er war noch jung, als er sagte, er wolle nicht zu denen gehören, die weder Fleisch noch Fisch wären. Hätten es die Umstände begünstigt, so wäre er evangelisch geworden, ja er trug sich, wie es scheint, mit diesem Gedanken, da er einsah, daß es evangelische Fürsten leichter hatten, alle Lebensgebiete unter ihre Gewalt zu bringen und daher eine durchgreifende Ordnung herzustellen; aber als Nachbar der einflußreichen bayerischen Herzöge hielt er es für richtig, seine Politik mit der ihrigen in Einklang zu bringen, und entschloß sich dazu, in seinem Lande den Katholizismus nach bayerischem Rezept einzuführen. Dessen Hauptgedanke war, bei den Spitzen anzufangen, da die Geringeren den Höheren von selbst folgen würden. Dabei verfuhr er schonungslos, wie es damals im ganzen üblich war. Für Gewissenskämpfe hatte er keinen Sinn; er wollte allgemeine Einordnung in ein einheitliches System, in

dem die großen Organe Kirche, Verwaltung, Recht als von einem Mittelpunkt aus zu leitende Triebräder umliefen. Das Julius-Spital und die Universität zeugen von seinem großen Sinn.

Zum erstenmal erscheint in Deutschland ein so umfassender Universitätsbau; im Mittelalter pflegte man, was sich an geeigneten Räumen vorfand, gewöhnlich war es in Klöstern, für Vorlesungen und sonstige Bedürfnisse zu benutzen. In seiner Pracht, seinem Umfang, seiner Festigkeit zeigt er sich als Schöpfung eines Fürsten und ein Mittel zur Begründung staatlicher Herrschaft, allerdings im Einverständnis mit der Kirche. Daß die Universität keine Kultur verbreitete, zeigte sich in den folgenden Jahrzehnten; denn nirgends hat der Herenzwahn so gewütet wie in Würzburg.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war die Unterwerfung der Stadt eine so vollendete Tatsache, daß die Bischöfe ihre Festung, wo sie sich, mehr Feinde als Landesherren, verschanzt hatten, verlassen konnten, um inmitten ihrer Untertanen zu wohnen. Die Fürsten waren Gott geworden, Gott ihr oberster Hofbeamter. Unter einer Reihe begabter und wohlwollender Bischöfe aus den Familien Schönborn, Hutten, Seinsheim ließ Balthasar Neumann mit vielen Mitarbeitern die Residenz entstehen, einer der schönsten unter den neuen Tempeln der Erdengötter. Dem Glück eine Stätte zu bereiten, wo Leiden, Krankheit, Mangel jeder Art ausgeschaltet scheint, haben die bildenden Künste verschwenderisch zusammengewirkt. Der venezianische Himmel, den Tiepolo über dem Treppenhause ausgespannt hat, der Park mit Wagners steinernen Schelmenkindern, die schmiedeeisernen Portale des Tirolers Oegg, Gitter vor einem irdischen Paradiese, sind Kostbarkeiten, die mit der Würzburger Luft und dem Würzburger traubenspendenden Boden notwendig verbunden scheinen, eigentlich ihre Erzeugnisse.

Romantischer noch ist das Barock in dem nahen Veitshöchheim. Zwischen dunklen Teichen und alten Weiden mit

schleppenden grauen Mähnen ist eine Traumwelt erstarrt, die wir wie Nachtwandler durchirren. Da sind Flußgötter mit triefendem Haar und Urnen, Sphynx in tief ausgeschnittenem Kokokkleid, mit verschnörkelten Anhängern und Bracelets, mit hochgetürmten Frisuren und einem unsäglich albernen Lächeln auf dem aufgesperrten Munde. Stachelige Drachen kriechen die Balustrade hinauf, aufgeblasene Löwen halten Wappen. Aus dem unbewegten Wasser steigt ein Fels auf, der Apollo und die Musen trägt, höfische Schäferinnen mit verdrehten Gebärden, die Geigen und Flöten halten, Pegasus bäumend in der Mitte, ein Göttertier, wild und bizarr, ein schwarzer Blitz, der die schwermütige Parkeinsamkeit durchreißt. Schwebend, selbst von seinem Musizieren hingerissen, bannt Orpheus mit der Geige Adler, Hirsch und Eber zu seinen Füßen, Saune blasen die Symp.

Wenn in Würzburg viel Altes ohne Not niedergerissen ist, so ist es im ganzen gelungen, das Zeitalter der Industrie und Technik vom Bilde der Stadt fernzuhalten. Ein Weggsches Rosendornengitter umkreist sie unsichtbar und hütet ihre Schönheit, ohne sie vom Leben abzuschließen.